

Geschichte

Autor(en): **Flueter, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Dante-Zitat läuft auf einer ganz anderen Linie. In seinem offenen Brief an Konrad Falke über Hodlers Liebe (ebenfalls im zweiten Septemberheft 1909) führt Professor E. Bovet an, wie ungeziert auch vornehmste italienische Damen von Schwangerschaft und Gebären sprechen; „aber — so fährt er fort — es ist nicht jeder Wortschatz in jedem Milieu brauchbar . . . Nun haben Sie von jenen Häusern gesprochen, in denen die Gastfreundschaft zwar keine uneigennützig, doch eine um so weitergehende ist; Jakob Burckhardt . . . hätte sie kaum so genannt, wie Sie.“ Was nun Jakob Burckhardt betrifft, so gebraucht er ungeniert den Ausdruck „Bordell“ in seinem berühmten Buch „Die Zeit Konstantins des Grossen“ (2. Auflage, Seite 434), und da von vornehmsten italienischen Damen die Rede war, so darf vielleicht auch auf den ernstesten, gewaltigsten Dichter Italiens hingewiesen werden, auf Dante, der an einer ganz besonders feierlichen und vom Pathos sittlicher Entrüstung mächtig geschwellten Stelle der *Divina Commedia* das Wort *bordello* braucht. Es ist jene Stelle der furchtbaren Anklage gegen sein Italien im 6. Gesang des Purgatorio von Vers 76 an, wo die betreffende Terzine lautet:

Ahi, serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello!

Während der königliche Übersetzer Philalethes das Wort *bordello* mit „Metze“ wiedergibt (was er damit rechtfertigt, „dass hier nach einer bekannten Trope gar wohl das Enthaltende für das Enthaltene genommen werden kann“), schreckt der neueste Übersetzer des Purgatorio, Alfred Bassermann, nicht davor zurück, den Ausdruck Dantes getreu wiederzugeben: „Nicht Herrin von Provinzen, nein, Bordell!“

ZÜRICH

H. TROG



GESCHICHTE

Der merkwürdige Umstand, dass die Schweiz während der napoleonischen Kriege ihre Selbständigkeit bewahren konnte, gehört zu den Problemen unserer einheimischen Geschichtschreibung. Zweimal hat sich das Wunder vollziehen müssen: zum ersten Male zur Zeit der Machthöhe Napoleons (warum hat er die Schweiz nicht wie viele andere Länder schlechtweg annektiert?), das zweite Mal nach dem Sturze des grossen Korsen, als von der Allianz der konservativen Mächte alle andern alten Republiken (Venedig, Genua, Lucca, Holland) definitiv in Monarchien verwandelt oder Monarchien zugeteilt wurden. Die mannigfachen Gründe, die hiebei mitgewirkt haben, können hier natürlich nicht aufgezählt werden. Auf ein Moment hat eine Entdeckung, die einer unserer hervorragendsten schweizerischen Geschichtsforscher kürzlich machte, ein helles Licht geworfen.

Als im Jahre 1813 die napoleonische Weltherrschaft in der „Völkerschlacht“ bei Leipzig zusammenbrach, entstand auch in der Schweiz eine Bewegung, die auf die Wiederherstellung der Zustände vor 1798 hinarbeitete. Die alten Parteigegensätze, die durch die starke Hand Napoleons darniedergehalten worden waren, zeigten sich in voller Schärfe. Deutschen Publizisten und Staatsmännern boten diese innern Streitigkeiten den willkommenen

Vorwand, die Annexion der Schweiz zu fordern. Der preussische Major von Knesebeck bezeichnete die Eidgenossenschaft als das Krähwinkel Europas und meinte, sie müsse wieder an Deutschland zurückfallen; ähnlich drückte sich der Geschichtspräsident Luden aus. Auch in den Verhandlungen der Kabinette wurde allen Ernstes der Vorschlag erörtert, die Schweiz (und Holland) mit Deutschland zu vereinigen. Besonders preussische Generale und Staatsmänner sprachen sich aus militärischen Gründen für diesen Gedanken aus. Mindestens sollte eine ewige Militär-Allianz zwischen der Schweiz und dem deutschen Bunde abgeschlossen werden.

Es ist nun höchst merkwürdig zu sehen, aus was für Erwägungen heraus die übrigen Staaten der antinapoleonischen Allianz diese Projekte ablehnten. Sie gingen immer noch von dem für die ältere Zeit übrigens keineswegs ganz unrichtigen Gedanken aus, dass die ganze, nicht nur politische, sondern auch ökonomische Existenz der Schweiz auf den auswärtigen Söldnerdiensten beruhe. Die Mächte erklärten, sich deshalb nicht auf den preussischen Vorschlag einlassen zu können, weil die Allianzstaaten der Schweiz nicht genug Mietstruppen abnehmen könnten. Das heisst, da die Schweiz einmal auf den Verdienst durch Soldverträge angewiesen ist, so gehe es nicht an, dass andere Staaten ihr die besten Absatzgebiete Frankreich und die italienischen Staaten verschliessen. Speziell Metternich sprach sich entschieden gegen den Gedanken einer Militärkonvention zwischen der Schweiz und Deutschland aus, und damit war das preussische Projekt begraben.

Für die damalige Stimmung in der Schweiz ist es nun sehr bezeichnend, dass, wie Professor Oechsli (dessen Ausführungen wir auch sonst im allgemeinen folgen) kürzlich an der Versammlung der geschichtsforschenden Gesellschaft in Schaffhausen nachgewiesen hat, die preussische Regierung bei ihrem Vorgehen durch hervorragende Staatsmänner der Schweiz selbst inspiriert worden ist. Im Januar 1814 erschien bei Sauerländer in Aarau anonym eine Broschüre, die den spätern Vorschlag der preussischen Minister bereits in aller Form enthält. Die Schweiz sollte durch eine zentralistische Verfassung ihre wahre Stellung in Europa, nämlich ihre Neutralität, zu erhalten suchen und deshalb auch dem deutschen Bundesstaate als dem Erhalter des europäischen Gleichgewichtes und als dem ursprünglichen Vaterlande der Eidgenossen ihre militärischen Kräfte zur Verfügung stellen. Die Schrift war schon längere Zeit bekannt und auch schon benützt worden; Oechsli hat nun aber den Nachweis geführt, dass kein Geringerer als der berühmte Staatsmann Paulus Usteri (1768—1831) ihr Verfasser gewesen ist. Man wusste bisher schon, dass Usteri sich trotz seiner Opposition gegen alle föderalistischen Bestrebungen stets zu der französisierenden Partei der „Patrioten“ (Ochs, Laharpe) in heftigem Gegensatze befunden hatte; man wusste auch, dass er in den Jahren 1813/14 für eine regelrechte Mediation der Mächte gewirkt hatte und den russischen Staatsrat Capo d'Istrias als Vermittler hatte gewinnen wollen. Neu ist aber, dass er an eine bleibende Abhängigkeit der Schweiz von Deutschland gedacht hat. Auch auf ihn hat offenbar der Gedanke, dass für die überschüssigen Söldner irgendwie Verwendung gefunden werden müsse, eingewirkt: da die Eidgenossenschaft mit dem Vertrieb nach Frankreich schlechte Erfahrungen gemacht hatte, so mochte es weniger gefährlich erscheinen, mit dem deutschen Bunde eine Konvention abzuschliessen.

Oechsli hat dann ferner nachgewiesen, dass diese Broschüre durch die Vermittlung Stapfers in die Hände Wilhelm von Humboldts, des einen preussischen Gesandten am Wiener Kongress, kam. Da die Formulierung des preussischen Vorschlags durch Humboldt erfolgte, so ist damit auch erwiesen, dass das Projekt, die Schweiz mit Deutschland zu verbinden, im letzten Grunde auf einen Schweizer selbst zurückging.

* * *

Es gehört zu den nettesten Überraschungen des Geschichtsforschers, wenn er zwischen berühmten Leuten der Vergangenheit persönliche Beziehungen nachweisen kann. Eine interessante Entdeckung dieser Art ist kürzlich dem italienischen Leonardo de Vinci-Forscher Edmondo Solmi gelungen. In dem sogenannten „Codice Atlantico“ des grossen Künstlers und Technikers, einem Notizbuche, das hauptsächlich für technische Bemerkungen bestimmt war, finden sich auch Aufzeichnungen von fremder Hand, die Angaben für ein projektiertes Gemälde Leonardos enthalten. Leonardo da Vinci hatte im Jahre 1503 mit Michelangelo zusammen den Auftrag erhalten, den grossen Saal des florentinischen Regierungsgebäudes, des sogenannten Palazzo vecchio, mit Gemälden aus der florentinischen Geschichte zu schmücken. Als Thema war ihm der Sieg der Florentiner über die Mailänder bei Anghiari (1440) gegeben. Eine Seite des Codice enthält nun eine Reihe Angaben über diese Schlacht, die offenbar von einem geschichtskundigen Freunde gespendet wurden.

Wer war dieser Freund? Solmi hat den Nachweis geführt, dass es kein geringerer als Niccolò Machiavelli, der Verfasser des „Principe“ und spätere Geschichtschreiber der florentinischen Republik, gewesen ist. Man konnte früher schon annehmen, dass die beiden berühmten Florentiner sich persönlich gekannt hatten. Als Machiavelli im Jahre 1502 als florentinischer Kommissär zu Cesare Borgia geschickt wurde, da befand sich im Gefolge des berüchtigten Papstsohnes auch dessen „Hofarchitekt und Oberingenieur“ Leonardo da Vinci. Auch bei spätern Gesandtschaften Machiavellis an seinen nachherigen Helden werden die beiden mit einander verkehrt haben, ebenso 1503 in Florenz, nachdem Leonardo wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Immer aber noch fehlte ein ganz sicheres Zeugnis dafür, dass zwischen den Beiden ein näheres Verhältnis herrschte: die eigenhändige Eintragung Machiavellis in das Notizbuch des Malers hat dieses nun wohl geliefert.

Leonardos Gemälde ist nie zur Ausführung gekommen. Selbst der Karton dazu ist verloren und nur durch eine Kopie erhalten. Auch so aber scheint es, als ob sich der Maler ziemlich genau an die Anweisungen des Politikers gehalten hätte. Interessant ist es, die Erzählung der Schlacht, die Machiavelli damals für Leonardo machte, mit der zu vergleichen, die er etwa zwanzig Jahre später in seine „florentinische Geschichte“ einlegte. Es ist vielleicht auch kunstgeschichtlich nicht unwichtig, dass Machiavelli in dem Berichte für den Maler ausführlich über eine Wundererscheinung glaubte berichten zu müssen, die sich angeblich während der Schlacht abgespielt hatte; in seiner Geschichte übergeht der ungläubige Politiker diese Episode natürlich mit Stillschweigen. Um sie für das Volk malen zu lassen, dafür war sie allerdings immer noch gut genug.

ZÜRICH

Dr. E. FUETER